

STENOGRAPHISCHES PROTOKOLL



**Gedenkveranstaltung gegen Gewalt und Rassismus –
im Gedenken
an die
Opfer des Nationalsozialismus**

Montag, 5. Mai 2014
Historischer Sitzungssaal
11 Uhr – 12.40 Uhr

Der **5. Mai**, der Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen im Jahre 1945, wird in Österreich seit dem Jahr 1998 als **Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus** begangen.

Am 5. Mai 2014 findet die Gedenksitzung im Historischen Sitzungssaal des Parlaments statt. In der ersten Reihe in der Mitte des Halbrunds nehmen die Präsidentin des Nationalrates und der Präsident des Bundesrates sowie Mitglieder der Bundesregierung Platz.

Auf den vorderen Plätzen des Halbrunds sitzen der Gedenkredner Karl Schwarzenberg, die Zeitzeuginnen Dr. Dagmar Lieblová und Dr. Eva Herrmannová sowie der Journalist Michael Kerbler, der Dritte Präsident des Nationalrates, Klubobleute, StaatssekretärInnen, VertreterInnen der Volksanwaltschaft sowie der Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, der Präsident des Obersten Gerichtshofes, der Präsident des Rechnungshofes und die Vizepräsidentin des Verfassungsgerichtshofes. In den Bankreihen dahinter sitzen Abgeordnete zum Nationalrat, Mitglieder des Bundesrates, ehemalige Mitglieder der beiden parlamentarischen Kammern sowie Vertreter der Opfer des NS-Regimes und andere Ehrengäste.

In den Balkonlogen haben sich weitere geladene Gäste eingefunden, darunter Mitglieder des Diplomatischen Corps und Vertreter der Religionsgemeinschaften.

Die Galerie ist mit Repräsentanten des öffentlichen Lebens und zahlreichen weiteren Besuchern besetzt.

Beginn der Gedenksitzung: 11 Uhr

Ansprache des Präsidenten des Bundesrates der Republik Österreich

Präsident des Bundesrates Michael Lampel: Sehr geschätzte Damen und Herren! Der heutige Tag steht im Zeichen des Gedenkens. Wir gedenken der Opfer von Gewalt und Rassismus, wir gedenken der Opfer des Nationalsozialismus. Nationalrat und Bundesrat begehen diesen Gedenktag seit 1998 alljährlich am 5. Mai, denn es war der **5. Mai 1945**, als das größte Vernichtungslager der Nationalsozialisten auf dem Gebiete Österreichs, das Konzentrationslager **Mauthausen**, befreit wurde.

Wir begehen diese Gedenksitzung in einem ganz besonderen Jahr: 100 Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und 75 Jahre nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gedenken wir der Opfer beider Kriege, die in den millionenfachen Morden der Nationalsozialisten ein bis dahin unvorstellbares und in der Geschichte einzigartiges Ausmaß der Entmenschlichung erlitten.

Ich möchte einen Überlebenden des Holocaust, **Primo Levi**, zitieren:

„Wir können es nicht verstehen. Aber wir können und wir müssen verstehen, woher es entsteht, und wir müssen wachsam bleiben. Wenn es schon unmöglich ist, zu verstehen, so ist doch das Wissen notwendig. Denn das Bewusstsein kann wieder verführt und verdunkelt werden: auch das unsere.“

Diesen Worten von Primo Levi folgend muss die Erinnerung an jene Zeit, an das dunkelste Kapitel der Geschichte, wachgehalten werden. Das Wissen ist notwendig. Wir müssen wachsam bleiben!

So wie Primo Levi sind viele Menschen, die noch selbst Zeugnis von den Schrecken und vom Leid jener Zeit ablegen könnten, schon von uns gegangen. Es ist mir daher eine große und ganz besondere Ehre und es erfüllt mich mit größter Dankbarkeit, dass wir heute bei diesem feierlichen Gedenken auch Frau **Dr. Dagmar Lieblová** und Frau **Dr. Eva Herrmannová**, die uns als Zeitzeuginnen die Ehre geben, herzlich begrüßen dürfen. *(Beifall.)*

Meine sehr geschätzten Damen und Herren! Ich darf zur heutigen Gedenkveranstaltung herzlich begrüßen: Frau Präsidentin des Nationalrates Mag. Barbara Prammer, die Mitglieder der Bundesregierung, alle Abgeordneten zum Nationalrat, alle Mitglieder des Bundesrates, die Exzellenzen, die Vertreter der Religionsgemeinschaften, die Delegationen aus den Bundesländern, den Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes und den Präsidenten des Obersten Gerichtshofes, den Präsidenten des Rechnungshofes, die Vizepräsidentin des Verfassungsgerichtshofes, die ehemaligen Präsidenten des Bundesrates und die ehemaligen Regierungsmitglieder.

Eine besondere Freude ist es mir auch, den ehemaligen stellvertretenden Ministerpräsidenten und Außenminister außer Dienst Karl Schwarzenberg begrüßen zu dürfen, der die Gedenkrede halten wird.

Besonders begrüßen möchte ich auch die Studenten der Universität für Musik und darstellende Kunst, die unter der Regie von Universitätsprofessorin Beverly Blankenship und Dirigent Mag. Andreas Penninger die Kinderoper **Brundibár** aufführen werden. *(Die Genannten werden mit Beifall begrüßt.)*

Zu den Verbrechen der Nationalsozialisten: Diese massenhafte und systematische Verfolgung und Ermordung von Menschen ist und bleibt ein **ewiges Schandmal** unserer Geschichte. Daher müssen wir auch heute noch wachsam sein, wenn diese

Verbrechen in irgendeiner Form relativiert werden. Wir müssen als Staat und Gesellschaft gegen Ideologien, die Hass und Rassismus, die einer menschenverachtenden Politik das Wort reden, wehrhaft sein.

Es darf **keine** Verharmlosung dieser Verbrechen geben. Es darf **kein** Vergessen geben. Wir müssen die Erinnerung wachhalten. Wir müssen unseren Beitrag zu einem geistig-politischen Klima leisten, das von Werten wie Toleranz, Freiheit und Menschlichkeit getragen ist. Wir müssen eine demokratische Kultur pflegen, die zeigt, dass wir die richtigen Lehren aus unserer Geschichte gezogen haben.

Von **Carl Friedrich Goerdeler**, der 1945, kurz vor Ende des Krieges, als Widerstandskämpfer hingerichtet wurde, ist der nachfolgende Satz überliefert:

„Der bequemere Weg ist der falsche, und der Weg, der am unbequemsten erscheint, ist der richtige.“

Mögen sich heutige und auch zukünftige Generationen ein Beispiel daran nehmen, und möge auch der heutige Gedenktag dazu beitragen, dass Gewalt und Rassismus, Verfolgung und Ermordung für heute und für die Zukunft keinen Platz in unserer Gesellschaft haben!

Sehr geschätzte Damen und Herren, ich danke Ihnen ganz herzlich für die Teilnahme an der heutigen gemeinsamen Gedenksitzung hier im Parlament. (*Beifall.*)

Ansprache der Präsidentin des Nationalrates der Republik Österreich

Präsidentin des Nationalrates Mag. Barbara Prammer: Geschätzte Mitglieder der Bundesregierung! Sehr geehrte Damen und Herren hier im Saal und zu Hause an den Fernsehschirmen! Geschichte verpflichtet. Sie verpflichtet uns zur Erkenntnis, dass wir auf historischem Boden stehen und unser Dasein in einem großen Zusammenhang zu verstehen ist. Sie verpflichtet uns dazu, errungene Werte im Sinne eines friedlichen, demokratischen, rechtsstaatlichen Miteinanders zu verteidigen. Sie verpflichtet uns aber auch zum Zweifel, zu kritischem Bewusstsein gegenüber gesellschaftlichen Fehlentwicklungen. Und: Geschichte ist unteilbar. Wir können uns nicht nur an den glanzvollen Epochen erfreuen, sondern müssen uns auch zu den unerfreulichen, schrecklichen Abschnitten bekennen.

Eine von den Bürgerinnen und Bürgern sowie vom Staat getragene Erinnerungskultur öffnet Türen für ein zukunftsorientiertes Zusammenleben. Folglich ist Gedenken ein zutiefst demokratisches Anliegen und damit **Verpflichtung** für jede Einzelne und jeden Einzelnen.

Der **5. Mai** ist ein Zeichen des Respekts gegenüber den Opfern geworden, aber auch Symbol für das Bekenntnis zur Verantwortung der Republik gegenüber den Ereignissen der NS-Zeit. Das ist eine wesentliche gesellschaftliche Errungenschaft der Zweiten Republik, wenngleich dies nicht Endpunkt einer Auseinandersetzung mit Geschichte sein darf.

Sehr geehrte Damen und Herren! Der Nationalsozialismus mit seiner wahnwitzigen Ideologie hat den europäischen Kontinent verdunkelt und in das größte Menschheitsverbrechen der Geschichte geführt. Unser Gedenken kann sich daher nicht auf Österreich beschränken, sondern muss den Blick über die Grenzen hinaus öffnen und **alle** Opfer einbeziehen.

Es zeichnet diese Veranstaltung aus, dass Karl Schwarzenberg, ehemaliger stellvertretender Ministerpräsident und Außenminister außer Dienst der Republik Tschechien, meine Einladung angenommen hat, die Gedenkrede zu halten. In seiner Biographie spiegeln sich die weitreichenden politischen Verwerfungen Europas im 20. Jahrhundert wider. Er verkörpert aber auch zivilgesellschaftliches Engagement im Widerstand gegen ein autoritäres Regime, getragen vom Bewusstsein um persönliche Verantwortung. Karl Schwarzenberg ist nicht zuletzt Mitgestalter europäischer Geschichte. Noch einmal herzlich willkommen hier im österreichischen Parlament! *(Beifall.)*

Sehr geehrte Damen und Herren! Der Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus widmet sich jedes Jahr einem konkreten Thema – heuer der **Musik** und dem Lager **Theresienstadt**. Auf diese Weise soll an Künstlerinnen und Künstler erinnert werden, die von den Nationalsozialisten verfolgt, vertrieben, deportiert, ermordet wurden. Einer von ihnen ist **Hans Krása**. Er wurde am 30. November 1899 in Prag als eines von fünf Kindern einer jüdischen Familie geboren. Nach dem Gymnasium studierte er Kompositionslehre, erste Werke von ihm wurden bei den Prager Philharmonischen Konzerten aufgeführt.

Trotz Angeboten aus dem Ausland blieb Hans Krása in seiner Heimatstadt, wo 1938 die Kinderoper **Brundibár** – zu Deutsch: Die Hummel – entstand. Das Werk wurde trotz deutscher Besatzung im Dezember 1942 in Prag uraufgeführt. Krása war nicht anwesend. Er war bereits vier Monate zuvor nach Theresienstadt deportiert worden. Im KZ Theresienstadt schrieb Krása die Partitur neu, wobei er die Instrumentierung den musikalischen Möglichkeiten im Lager anpasste. Dort wurde Brundibár ab September 1943 mehr als 50 Mal aufgeführt.

Aufgrund der sogenannten **Osttransporte**, der Deportation von Gefangenen nach Auschwitz, gab es im Ensemble häufige Wechsel; von den Mitwirkenden haben nur wenige überlebt. Im Herbst 1944 wurde damit begonnen, das gesamte Orchester nach Auschwitz abzutransportieren. Den gleichen Weg nahm im Oktober der sogenannte **Künstlertransport**.

Viele Künstlerinnen und Künstler – unter ihnen **Hans Krása** sowie die Komponisten **Rafael Schächter**, **Peter Kien**, **Gideon Klein** oder **Pavel Haas** – wurden von den Nazis in den Tod geschickt. Von den rund 141 000 nach Theresienstadt deportierten Menschen überlebten nur 23 000.

Zwei Überlebende sind heute unter uns – sie wurden schon begrüßt, und ich möchte es noch einmal tun –: Frau **Dr. Eva Herrmannová** und Frau **Dr. Dagmar Lieblová**. Sie waren damals Mitwirkende an den Aufführungen der Oper Brundibár in Theresienstadt. Herzlich willkommen im österreichischen Parlament! *(Beifall.)*

Mit ihnen begrüße ich alle Überlebenden des Holocaust und des NS-Terrors sehr, sehr herzlich in unserer Mitte.

Sehr geehrte Damen und Herren! **Dr. Eva Herrmannová** wurde 1929 in Wien geboren und wuchs in Troppau in Nordmähren auf. Dorthin kehrte sie nach der Befreiung des Lagers Theresienstadt im Mai 1945 zurück. Sie studierte anschließend in Prag Musikwissenschaft. Von 1991 bis 1995 war sie Generalintendantin der Oper des Nationaltheaters in Prag.

Dr. Dagmar Lieblová wurde 1929 in Kutná Hora/Kuttenberg in Böhmen geboren. Sie studierte nach dem Krieg Tschechisch und Deutsch und war als Lehrerin und Übersetzerin tätig. Sie ist Mitbegründerin – heute Vorsitzende – der **Theresienstädter Initiative**, eines Verbandes von ehemaligen Häftlingen, der das Gedenken an die Opfer hochhält.

Frau Herrmannová und Frau Lieblová werden im Gespräch mit Michael Kerbler ihre Erinnerungen an jene Zeit schildern und uns an ihren persönlichen Schlussfolgerungen aus der Geschichte teilhaben lassen.

Sehr geehrte Damen und Herren! Es ist das Kennzeichen von Kunstwerken, dass sie über den Anlass ihrer Entstehung hinaus Allgemeingültiges aussagen, das sich – unabhängig von Zeit und Ort, wo wir ihnen begegnen – in den Umständen jederzeit manifestiert. In Brundibár sind es der Kampf der Gerechten und Unschuldigen gegen das Selbstsüchtige, Böse und den Tyrannen, das Recht auf Widerstand, Zusammenhalt und die gelebte Solidarität im Kampf ums Überleben. Der Sieg der Gerechten wird getragen und ermöglicht durch das Mittel der Musik.

Sehr geehrte Damen und Herren! Früh erkannten die Nazis die Macht der Propaganda für die „Umerziehung“ des Volkes. Sie bedienten sich dabei auch der Kunst: einerseits zur ästhetischen Überhöhung des eigenen Menschen- und Gesellschaftsbildes, andererseits zur Unterhaltung sowie zur Ablenkung von politischer Repression und massiven rassistischen Verfolgungen.

Zentraler Aspekt nationalsozialistischer Kulturpolitik war die Ausgrenzung jüdischer wie unliebsamer, „entarteter“ Künstlerinnen und Künstler, wie die Nazis sie nannten. Brundibár wurde auch im NS-Propagandafilm „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ verarbeitet. Dieser Film dokumentiert eindringlich den Zynismus, mit dem ein angenehmes Leben im KZ Theresienstadt vorgetäuscht und grausame Realität in eine idyllische Scheinwelt verkehrt wurde.

Sehr geehrte Damen und Herren! Die heutige Aufführung der Kinderoper Brundibár soll ein Beitrag sein, jene Musikschaffenden, die Opfer des Nationalsozialismus wurden, in unserer Erinnerung lebendig zu halten und ihre Werke dem Vergessen zu entreißen. Brundibár steht auch für das Überdauern von Kunst, somit auch für ihre politische Macht.

Es darf uns berühren, dass dieses Werk die NS-Gräuel überlebt hat und uns heute als mahnender Zeuge begegnet. Ich danke den Studierenden der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien unter der Leitung von Andreas Penninger und der Regie von Beverly Blankenship für die Aufführung.

Sehr geehrte Damen und Herren! Die Konsequenz aus den politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts war die Idee eines **gemeinsamen Europas**, das sich als Gegenentwurf zu Nationalismus und Rassismus verstand. Die Europäische Union ist die Umsetzung dieses Gedankens. Sie ist somit weitaus mehr als ein Wirtschaftsraum oder eine Zweckgemeinschaft. Sie ist der Beweis dafür, dass ein friedliches Zusammenleben der Völker Europas – Gemeinsamkeit in Vielfalt – möglich ist.

An der Umsetzung dieser Idee müssen wir ständig weiterarbeiten, dazu verpflichtet uns unsere Geschichte. *(Beifall.)*

Ansprache von Karl Schwarzenberg

Ehemaliger stellvertretender Ministerpräsident und Außenminister a.D. der Tschechischen Republik Karl Schwarzenberg: Sehr verehrte Frau Nationalratspräsidentin! Sehr verehrter Herr Bundesratsvorsitzender! Meine Damen und Herren! Ich gebe offen zu, dass ich mit dem Wort „Erinnerungskultur“ meine Schwierigkeiten habe, denn Kultur ist ein viel zu allgemeines Wort geworden; wir haben Salatkultur, wir haben Popkultur.

Gestatten Sie mir, dass ich lieber von der Erinnerung**spflicht** spreche.

Heute haben wir die große Ehre und Freude, zwei der wenigen Überlebenden zu begegnen, die die Shoah überstanden haben, aber es sind zwei der letzten Zeitzeugen und der Letzten, die **sich erinnern** können; uns bleibt über, **daran** zu erinnern.

Zweifellos ist da sehr viel geschehen. Wenn ich in meinen Universitätsjahren – sagen wir im Jahre 1960 – in die Tiefen Südamerikas emigriert und jetzt erst zurückgekommen wäre, so hätte ich eine große Freude darüber, wie sich die Welt verändert hat, wie man sich mit der Vergangenheit auseinandersetzt, wie viele Artikel, Bücher erschienen sind, wie viele Publikationen, und dass sich auch – gar kein Zweifel – die Grundeinstellung der Bevölkerung verändert hat. Aber, ehrlich gesagt, nachdem ich die ganzen Jahrzehnte hier in Europa verbracht habe, habe ich meine Bedenken.

Es scheint mir in den unzähligen Artikeln, Ansprachen und Ähnlichem immer mehr Selbstgerechtigkeit zu geben, wo wir auf die Generation unserer Väter, Großväter, Urgroßväter hinweisen, wessen sie sich schuldig gemacht haben, und gar nicht bemerken, dass wir vielleicht – verzeihen Sie mir – selber schuldig werden, wenn wir zwar die Taten der Vorfahren verurteilen, es aber unterlassen, uns gründlich damit auseinanderzusetzen, **wie** es dazu gekommen ist. Zweifellos waren diese Generationen in einer viel schwierigeren, ja teilweise entsetzlichen Lage.

Es ist kaum der Erste Weltkrieg zu Ende gegangen, mit seinen unzähligen Opfern, aber auch eine ganze Weltordnung ist nach vielen Hunderten Jahren zusammengebrochen. Es herrschte ungeheures Elend. Ich habe die vielen Klagen in den letzten Jahren über die Wirtschaftskrise gehört, aber, verzeihen Sie, das war nahezu ein Vergnügen gegenüber den Bildern, die wir aus den dreißiger Jahren kennen, mit dem Heer von Arbeitslosen und Ausgesteuerten, von Leuten, die wirklich am **Hungertuch** nagten, was uns ja Gott sei Dank erspart geblieben ist.

Wir müssen uns wirklich fragen – und das wurde noch nicht ausreichend beantwortet, ich spreche jetzt nicht über die großen Verbrecher –, **warum** damals so viele mitgetan haben, **warum** so viele ganz für selbstverständlich genommen haben, dass sie halt nach einer leichten Verwundung Dienst als Aufseher im Konzentrationslager getan haben. Sie haben es ebenso hingenommen wie, dass der Nachbar verschwunden ist.

Dies alles – und das waren nicht Verbrecher, Kriminelle, das war der normale Bürger – ist in ganz Europa geschehen; das sollten wir nicht vergessen. Das, was in der Shoah, aber überhaupt in dieser Zeit passiert ist, war nicht nur Verschulden eines einzigen Volkes, sondern daran haben sich, wenn wir ehrlich sind, fast alle europäischen Völker – vielleicht mit Ausnahme der Isländer – beteiligt, und das müssen wir auch zugeben.

Aber warum? **Warum** ist der bis dahin unbescholtene Bürger schuldig geworden? Wir stellen uns diese Fragen zu wenig, und ich möchte das betonen, denn wenn wir uns nicht damit auseinandersetzen, wenn wir uns mit der Verurteilung der Vorfahren begnügen, dann sind wir – mit Verlaub gesagt – Pharisäer, denn die Gefahr und die Versuchung sind heute noch vorhanden.

Wenn ich mir die Wahlergebnisse und Meinungsumfragen heute in ganz Europa anschau, diesen steilen Anstieg ultranationalistischer und populistischer Parteien quer durch Europa, dann sehe ich, dass wir langsam wirklich die Lehre aus den vierziger Jahren vergessen. Sicher, für heute 30-Jährige, 40-Jährige sind die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und das Furchtbare der Shoah so weit entfernt wie für meine Generation die Kaiserzeit vor dem Ersten Weltkrieg.

Das erklärt, aber das entschuldigt nicht.

Das heißt, wenn wir darüber reden, sollten wir uns nicht mit erhobenem Finger empören, sondern untersuchen, was die **Ursachen** sind, die dazu führen – und ob wir nicht selber in unserer Zeit schuldig werden, weil wir zusehen.

Wir dürfen nicht vergessen, in der Shoah sind nicht nur die Juden vernichtet worden, sondern auch unsere anderen Mitbürger in Mitteleuropa, die Zigeuner. Und wer heute wagt, zu behaupten, dass wir die Zigeuner unterdessen integriert haben, der lügt.

Wir glauben immer noch, dass wir unsere Pflicht getan haben, wenn wir statt „Zigeuner“ „Roma“ sagen. Damit flüchten wir aber vor dem Thema. Reden wir einmal ganz ehrlich darüber, wie wir uns heute zu unseren Minderheiten verhalten! Sind wir wirklich bereit, Asylanten und Migranten, wenn sie bei uns angekommen sind, mit offenen Armen zu empfangen? Oder versuchen wir, sie wiederum irgendwo in ein Ghetto am Rande der Stadt abzuschieben?

Das ist nicht nur ein österreichisches, das ist nicht nur ein tschechisches Problem, sondern das ist ein gesamteuropäisches Problem. Ich habe diese Entwicklung in den letzten Jahren verfolgt. Und wiederum, wie vor 90 Jahren, ziehen **Hassprediger** durch Europa. Gegen wen sich der Hass jeweils richtet, das ist eine andere Angelegenheit, aber die Hassprediger ziehen unbehelligt durch die Lande, und wir können ihnen gar nicht absprechen, dass sie einen gewissen Erfolg haben.

Daher: Wir können nicht genug wachsam bleiben!

Noch etwas: Wir haben in den vielen Artikeln der letzten Jahre den Politikern, den Staatsmännern der dreißiger Jahre das Zurückweichen vor der Aggression, das Nachgeben vorgeworfen. Bemerkenswerterweise sehe ich im Falle einer offenen Aggression, im Falle eines offenen Rechtsbruchs schon wieder entschuldigende Artikel, man müsse doch verstehen, die Situation sei dort anders, diese Völker verstehen nichts von Demokratie, sie erwarten gar keine Demokratie et cetera.

Sind wir da nicht unseren Vorfahren sehr ähnlich, die versucht haben, wegzuschauen, und gesagt haben, als der „**Anschluß**“ erfolgt ist: Na ja, schließlich und endlich, die Österreicher wollten es selber!, als die böhmischen Randgebiete besetzt wurden: Na ja, schließlich und endlich waren dort Deutschsprachige, sie waren nicht völlig gleichberechtigt in der Tschechoslowakei!, und so weiter?

Ein paar Monate später war die Situation unausweichlich und der Zweite Weltkrieg ist ausgebrochen.

Heute sind wir aufgerufen, dem Bösen **rechtzeitig** zu wehren, denn wenn – gar kein Zweifel, wenn wir historisch zurückblicken – die demokratischen Staatsmänner der dreißiger Jahre gleich am **Anfang** eingeschritten wären, dann wäre es nicht zu dieser Tragödie gekommen. Es wären sicherlich harte Zeiten gewesen, vielleicht wäre es auch zu einem kleinen Krieg gekommen, aber es wäre nichts von dem passiert, was während des Zweiten Weltkrieges geschehen ist.

Wir sollten diese Lehre ernst nehmen. Wir müssen den **Anfängen wehren**, denn je mehr man dem Bösen nachgibt, desto größer wird es und desto unbedachter handelt es. Diese Lehre sollten wir ziehen!

Meine Damen und Herren, es ist sehr schön, dass wir uns hier versammelt haben, es ist sehr schön, dass wir hier gedenken – aber noch einmal: Wenn wir zwar der Toten gedenken, uns in mehr oder minder salbungsvollen Worten und Reden ergehen, aber den Gefahren, denen die **heutige** Generation gegenübersteht, nicht entschlossen wehren, dann haben **wir** versagt, denn ich bin überzeugt: **Jede** Generation ist aufgerufen, in **verschiedener** Form für Freiheit und Demokratie zu kämpfen. Es soll sich keine Generation einbilden, dass sie von dieser Last befreit wird.

Auch unsere Generation ist dazu berufen, und ich hoffe, wir finden den Mut, den diejenigen gehabt haben, die vor 70 Jahren in die Konzentrationslager und Gefängnisse geraten sind.

Ich möchte hier noch an eines erinnern: Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, als man geglaubt hat, das Böse sei nun endgültig besiegt, begann in meinem Land, aber auch südlich von Österreich wiederum das große Vertreiben und Morden.

Václav Havel hat zu Recht gesagt: Das Ärgste ist, dass wir uns vom Nationalsozialismus haben anstecken lassen!

Und dieser Virus ist bitte nach wie vor lebendig. Man wartet nur wieder auf eine günstige Gelegenheit. Wir sollten **nicht** glauben, dass wir widerstandsfähiger wären als unsere Vorfahren!

Zugestandenermaßen werden die teilweise Heuchelei und das Pharisäertum in den diversen Artikeln und Festansprachen von unserer jungen Generation, wie ich festgestellt habe, sehr genau erkannt. Deswegen stehen sie den Erinnerungsbemühungen manchmal etwas skeptisch gegenüber, weil sie sehen, dass das sehr viele Worte sind, denen aber sehr wenige Taten folgen.

Meine Damen und Herren! Ich wünsche uns den Mut und die Entschlossenheit, dem Bösen rechtzeitig zu wehren. – Ich danke für die Geduld, mir zugehört zu haben. *(Beifall.)*

Zeitzeuginnen

Journalist Michael Kerbler im Gespräch mit den KZ-Überlebenden

Dr.ⁱⁿ Dagmar Lieblová und Dr.ⁱⁿ Eva Herrmannová

Michael Kerbler: Die folgenden Minuten, meine Damen und Herren, gehören den Zeitzeuginnen, Frau Dr. Eva Herrmannová und Frau Dr. Dagmar Lieblová.

Beide – Frau Präsidentin Prammer hat es erwähnt – wurden 1929 geboren, beide wurden in das Ghetto **Theresienstadt/Terezín** deportiert, das für die meisten Jüdinnen und Juden nur für kurze Zeit eine Durchgangsstation war, bevor sie in die KZs von Auschwitz, Łódź oder Bergen-Belsen deportiert wurden.

Theresienstadt wurde von den Nazis als „Vorzeigeghetto“ eingerichtet. Es sollte dazu dienen, die Lüge der NS-Propagandisten glaubhaft zu machen, die Juden würden im Reich bloß **umgesiedelt**, in komfortable Städte wie Terezín.

Die Täuschung gelang.

Die Kommission des Internationalen Roten Kreuzes, die etwa Theresienstadt im Juni 1944 besuchte, bemerkte zwar den psychischen Druck, der auf den Bewohnern lastete, verfasste aber alles in allem einen positiven Bericht. Auch der zweite Besuch im April 1945 verlief ähnlich.

Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass in Theresienstadt, obwohl es kein Vernichtungslager war, zwischen November 1941 und Mai 1945 mehr als **33 000** Gefangene, zumeist an Hunger und Krankheiten, gestorben sind.

Die beiden Damen haben überlebt. Sie sind nach Wien gekommen: Nicht nur, um über Theresienstadt zu berichten, über ihre Kindheit im Ghetto, sondern auch um von **Brundibár** zu erzählen, den die Kinder letztlich doch gemeinsam besiegt haben.

Zu welchem Preis? – Von den **15 000 Kindern**, die nach Theresienstadt gekommen sind, haben den NS-Terror nur **150 Kinder** überlebt.

Frau Herrmannová! Sie sind in Wien geboren. Ihre Mutter war Opernsängerin, Ihr Vater war Kaufmann. Nach damals geltendem Recht war die Ehe Ihrer Eltern eine „Mischehe“. Ihr Vater war Jude, die Mutter nicht. Sie galten also als „jüdischer Mischling“.

Dr. Eva Herrmannová: Genau!

Michael Kerbler: Das war auch der Grund, warum Sie letztlich dann im Juni 1943 nach Theresienstadt deportiert worden sind.

Wann haben die Eltern erfahren, dass Sie Ihre Koffer packen müssen?

Dr. Eva Herrmannová: Ja, das ging ganz schnell. Man hat eigentlich zuerst nur gesagt: Das kann doch nicht möglich sein, dass so etwas kommt, und so weiter. Wir haben doch in einer tschechoslowakischen Republik gewohnt, wo solche Sachen überhaupt nicht vorkommen können, nicht?

Aber es kam dann, eines nach dem anderen. Dann ging es sehr schnell. Zuerst waren die sogenannten „Volljuden“ dran, zum Beispiel sogar die sehr alten Eltern von meinem Vater. Das ist etwas Furchtbares. Das kann ich bis heute nicht vergessen, wie man solche Großmamas und Großpapas, wenn ich das so sagen kann, nach Theresienstadt deportiert hat. Dann kamen noch die Jungen dran, und da war ich dabei.

Michael Kerbler: Sie sind nach Theresienstadt gekommen. Erinnern Sie sich?

Dr. Eva Herrmannová: Ja.

Michael Kerbler: Erinnern Sie sich an den Transport, wie Sie am Bahnhof ausgestiegen sind?

Dr. Eva Herrmannová: Es gibt nicht eine Stunde, an die ich mich nicht erinnern kann, was in Theresienstadt war, kann ich Ihnen sagen. Es ist schon sehr lange her. Ja, ich musste in einen Zug hinein. Die Mutter wusste nicht, was ... Sie hat mich da hineingeschoben und hat gesagt: Gott sei Dank, du kommst mir einmal zurück!, und hat geweint. Und plötzlich war der Zug weg, und ich war im Zug.

Michael Kerbler: Also die Eltern sind zu Hause geblieben?

Dr. Eva Herrmannová: Die Eltern sind zu Hause geblieben.

Michael Kerbler: Und Sie wurden nach Theresienstadt deportiert?

Dr. Eva Herrmannová: Ja. Mein Vater ist richtig zusammengebrochen, wie er das gehört hat, als ich dann fertig war und gesagt habe: Papa, ich muss jetzt gehen!

Das werde ich nie vergessen. Die Mutter ist mit mir bis zum Bahnhof gegangen, und dann hat sie mich so reingeschubst und hat gesagt: Kind, ich hoffe du kommst zurück!

Ich habe heute auch Kinder, und ich kann bis heute nicht vergessen, dass so etwas möglich war.

Michael Kerbler: Sie sind in Theresienstadt angekommen. Sie sind in Empfang genommen worden mit vielen anderen Mädchen auch. Wer hat sich um Sie gekümmert?

Dr. Eva Herrmannová: Also da wusste man schon, dass so und so viele kommen und wo wir da wohnen werden. Das hat man schon alles im Vorhinein gewusst, dass, sagen wir, 15 oder 20 oder 30 Kinder kommen und wo sie wohnen. Da hat man uns übergeben, und so sind wir halt dorthin gekommen und dort waren wir halt.

Michael Kerbler: So wie schon zu Hause gab es ja keinen Unterricht für jüdische Kinder?

Dr. Eva Herrmannová: Ja, das war so ähnlich, sagen wir, wie wenn man auf einen großen Ausflug geht und dort irgendwo zusammen haust.

Michael Kerbler: Aber der Unterschied zu einem Ausflug war: Sie hatten dort Arbeit zu machen. Sie mussten Feldarbeit leisten.

Dr. Eva Herrmannová: Ja. Wir waren dann eingestellt zum Arbeiten, und vor allem draußen, wo es halt ging.

Michael Kerbler: Ich wollte vorher fragen: Unterricht gab es ja keinen für die Kinder? Also es gab keine Schule?

Dr. Eva Herrmannová: Nein, nein. Aber es war so ein bisschen illegal. Da kamen so Leute zu uns, ehemalige Lehrer, die auch schon in Schulen gearbeitet haben, und haben über vieles zu uns gesprochen. Aber wir hatten nichts, also Bücher oder so etwas gab es da nicht. Aber wir waren eigentlich sehr froh, dass es wenigstens das gab.

Michael Kerbler: Sie haben mir erzählt, dass man gesagt hat, wenn Kinder oder wenn auch Erwachsene, denen Sie vorher begegnet sind, plötzlich weg waren, verschwunden waren, dass es Transporte in den Osten gab.

War klar, was damit gemeint war, was „im Osten“ passiert?

Dr. Eva Herrmannová: Na ja. Wir wussten, dass das ... Wir haben auch vielen Leuten geholfen, wenn zum Beispiel die Transporte gegangen sind. Also da waren wir direkt dabei. Aber was da weiter passiert und wohin das eigentlich geht, haben wir nicht gewusst – also wenigstens wir Kinder nicht. Darüber hat man nicht sehr offen gesprochen.

Michael Kerbler: Haben Sie befürchtet, dass Sie auch einmal weggebracht werden?

Dr. Eva Herrmannová: Eigentlich nicht, weil man gesagt hat, dass „Mischlinge“ – also wie ich zum Beispiel, mein Vater war Jude und meine Mutter nicht, das waren die sogenannten „Mischlinge“ – hier bleiben werden. Das wurde von der jüdischen Gemeinde eigentlich gesagt, als wir damals angekommen sind. Wir wussten eigentlich nicht, was das heißt, „bleiben“. Jetzt kommen wir hier her, und dann sollen wir bleiben, und so weiter.

Da haben wir erst erfahren, dass die gesagt haben, es wäre gut, wenn wir schon bleiben können, in dieser Art, dass wir den Leuten, welche dann abfahren müssen, helfen. Und das taten wir auch sehr oft. Als ich dann in Theresienstadt war, haben wir jedem Transport, der weiter gegangen ist – und wir wussten niemals, wohin der geht und was da geschieht –, geholfen, vielen Leuten, Älteren, Jüngeren und Kindern. Also ich war praktisch bei jedem Transport, der abgefahren ist.

Michael Kerbler: Sie haben immer schon gerne gesungen. Sie haben erfahren, dass im Lager eine Kinderoper einstudiert wird. Sie sind dorthin gegangen und haben gesagt: Ich möchte mitmachen! Mussten Sie da vorsingen, oder wie sind Sie zu Brundibár gekommen?

Dr. Eva Herrmannová: Das war ganz einfach. Ich habe gehört, man soll etwas vorbereiten, dann habe ich sofort geschaut, wo das ist, und dann bin ich da hin. Das war alles immer unten, irgendwo in einem Keller für gewöhnlich. Sonst war kein Platz für so etwas. Die Proben waren fast alle im Keller. Manchmal, vor allem im Winter, war es sehr kalt und alles Mögliche, aber wir waren glücklich dort, das muss ich sagen.

Dann war es so, dass man zum Beispiel den Keller gesehen hat, vom Trottoir aus, wenn die Leute gingen, und die haben immer zugeschaut, was da unten geschieht. Kannst du dich (*in Richtung von Dr. Dagmar Lieblová*) nicht erinnern?

Wir haben zum Beispiel noch kotige Füße gehabt, von der Arbeit und sowieso, aber jeder ist immer gekommen, und ich glaube, wir waren sehr glücklich da unten.

Michael Kerbler: Brundibár ist ein Leierkastenmann, sage ich jetzt einmal.

Dr. Eva Herrmannová: Das ist etwas Brummiges, etwas Nicht-Schönes!

Michael Kerbler: Der war nicht angenehm, und die Kinder haben, damit sie Geld für die Mutter bekommen, die Milch gebraucht hat, so eine solidarische Aktion organisiert, und am Ende geht die Geschichte gut aus. Der Brundibár muss vom Platz, die Kinder können singen und haben den Brundibár besiegt.

Dr. Eva Herrmannová: Ja.

Michael Kerbler: Ich habe geschichtliche Quellen studiert und auch mit anderen Leuten darüber gesprochen: Manche der Überlebenden sagen, der Enthusiasmus der Kinder, da mitzusingen, war auch darin begründet, dass sie das Gefühl hatten, sie können das Böse besiegen.

Dr. Eva Herrmannová: Ja.

Michael Kerbler: Ist es bei Ihnen so gewesen?

Dr. Eva Herrmannová: Ich kann mich nur noch erinnern, wenn wir das gesungen haben, also da haben wir uns wirklich reingehängt – ich kann das bis heute noch (*singend*) –: „**Brundibár poražen, už jsme ho dostali!**“

Also: Wir haben ihn bekommen, jetzt werden wir ihn vernichten – und so weiter!

Vielleicht zeigte das irgendwie, dass wir froh waren, dass wir das irgendwie rausbekommen, dass wir sagen können: Wir haben gesiegt! – Das ist ja das Ende von Brundibár. Das haben wir immer ganz voll gesungen, wo es möglich war.

Michael Kerbler: Zumindest haben Sie den Alltag besiegt, oder die Angst vor dem Alltag.

Dr. Eva Herrmannová: Den Alltag in Theresienstadt? – Na ja, man musste sehr oft gehen, damit man schnell etwas zum Essen kriegt, weil dort sind diese Bottiche gewesen, und eine nach der anderen hat etwas bekommen. Also da ist man schnell gekommen, denn manchmal haben die Letzten schon nichts mehr bekommen, weil zu wenig da war, und so weiter. Und so verging die Zeit.

Michael Kerbler: Frau Dr. Lieblová! Sie sind schon früher, Sie sind 1942 nach Theresienstadt gekommen. Sie waren in Kutná Hora. Das Datum ist ein besonderes, denn kurz bevor Sie nach Theresienstadt gekommen sind, hat es das Attentat auf Heydrich gegeben, der dann am 4. Juni 1942 gestorben ist.

Hat sich das in der Gegend herumgesprochen?

Dr. Dagmar Lieblová: Ja, natürlich! Das Attentat wurde am 27. Mai durchgeführt, und wir sind dann am 2. Juni von zu Hause weggegangen. Also wir haben die ersten Tage eigentlich noch zu Hause erlebt, wo dann darüber alles klar wurde. Während wir in einer Sammelstelle in der Nachbarstadt waren, ist Heydrich gestorben. Also wir haben davon gewusst.

Michael Kerbler: Im Gegensatz zu Frau Herrmannová sind Sie mit den Eltern und Ihrer Schwester nach Theresienstadt gebracht worden?

Dr. Dagmar Lieblová: Ja, mit meinen Eltern, mit meiner Schwester und sogar mit unserer Großmutter. Das waren nicht nur wir, das waren die Juden aus der ganzen Stadt.

Michael Kerbler: Und Sie haben genauso arbeiten müssen, wie Frau Herrmannová erzählt hat. Sie haben auch erfahren, dass es diese Kinderoper gibt. Sie haben sich auch beim Vorsingen gemeldet. Sind Sie dann in den Chor aufgenommen worden?

Dr. Dagmar Lieblová: Ja, bei uns war es so: Ich habe ja in einem Mädchenheim gewohnt, und unten im Keller gab es diese Proben von Rafael Schächter und seinem Chor. Unsere Betreuerin hat uns hingeschickt, denn wir haben uns sehr viel mit Musik befasst, wir haben in dem Mädchenheim auch viel gesungen. Und so sind wir unten in den Keller gegangen und mussten etwas vorsingen, etwas ganz Einfaches. Es hat uns sehr gefreut, dass wir in den Chor aufgenommen wurden. Einer von uns wurde dann sogar die Hauptrolle gegeben, die Aninka. Da waren wir natürlich sehr stolz darauf.

Michael Kerbler: Dass es eine von Ihnen war, die die Hauptrolle gespielt hat?

Dr. Dagmar Lieblová: Ja, dass es eine von uns war. Wir wohnten zusammen mit ihr, und sie sang dann die Hauptrolle.

Michael Kerbler: Im September war die Premiere des Stücks. Wir haben gehört, es ist mehr als 50 Mal aufgeführt worden.

Allerdings sind Sie dann nicht mehr lange in Theresienstadt gewesen, weil Sie im Dezember gemeinsam mit den Eltern nach Auschwitz-Birkenau ...

Dr. Dagmar Lieblová: Ich habe leider nur die Premiere erlebt und dann noch ein paar Aufführungen. Aber wie Sie sagten, drei Monate später, Mitte Dezember 1943, wurden wir dann von Theresienstadt weggebracht, und wir kamen nach Auschwitz-Birkenau.

Michael Kerbler: Das Eigenartige, was dort passiert ist, war, dass man Ihnen in Auschwitz kein Häftlingsgewand angezogen hat, dass man Ihnen nicht die Haare rasiert hat und so weiter, weil in Ihren Papieren ein Stempel drinnen war.

Dr. Dagmar Lieblová: Ja, das war nicht nur bei uns so, das geschah schon bei dem Transport im September. Da wurden auch 5 000 Menschen aus Theresienstadt weggeschickt. Es war eben auch so: Es gab keine Selektion am Zug, sondern die wurden in ein Lager gebracht, und zwar Männer und Frauen in *ein* Lager, also nicht, dass sie zusammen gewohnt hätten, aber in einer Reihe von Baracken waren die Männer, in den anderen die Frauen. Und es gab Unterschiede zu anderen Ankömmlingen.

Das Gleiche geschah mit uns. Aber dann hat sich gezeigt, dass sowohl die von September als dann auch wir eine halbjährige Frist hatten. Man sagt und weiß es jetzt auch, dass irgendwo in den Papieren, auf den Karteikarten ein „SB“ stand, und das „SB“ bedeutete „Sonderbehandlung“. Und Sonderbehandlung bedeutete in der SS-Sprache halbjährige Quarantäne und dann Tod in der Gaskammer. Warum es so war, ist heute nicht klar.

Jedenfalls ist es bei dem September-Transport wirklich so geschehen. Die wurden dann im März, also sechs Monate später, in der Gaskammer umgebracht – fast 4 000 Menschen. Das war die größte Hinrichtung tschechoslowakischer Bürger überhaupt.

Und dann gab es Gerüchte, dass auch wir so eine Quarantäne haben. Aber dann kam es anders.

Michael Kerbler: Im Juni war es dann so, dass das Lager, das sogenannte Familienlager, aufgelöst werden sollte. Da gab es eine Selektion, und interessanterweise sind Sie, weil in Ihren Papieren ...

Dr. Dagmar Lieblová: Da war ein Fehler, ja, ein Schreibfehler.

Michael Kerbler: ... ein Schreibfehler war, nämlich Sie laut Geburtsdatum älter waren, als Sie tatsächlich waren ...

Dr. Dagmar Lieblová: Ja. Es war so, dass war eben eine Veränderung im Vergleich zu denen vom September. Wir sollten, oder die Arbeitsfähigen unter uns sollten zur Arbeit geschickt werden, also in die deutschen Lager, denn Deutschland war damals zerstört. Es gab eine Altersgrenze, aber ich war jünger, denn die Altersgrenze war 16, und ich war erst 15. Aber jemand hat sich verschrieben, hat statt 29 **25** geschrieben. Also es sah so aus, als ob ich 19 wäre. Und so kam ich unter die Arbeitsfähigen, musste zu der Selektion gehen und mit den Arbeitsfähigen wurde ich dann aus Auschwitz weggeschickt und kam dann nach Hamburg und so weiter.

Michael Kerbler: Der Mann, der die Selektion damals geleitet hat, war Mengele?

Dr. Dagmar Lieblová: Man sagt es so, ja.

Michael Kerbler: Was war mit Ihren Eltern?

Dr. Dagmar Lieblová: Nun, meine Mutter war zwei oder drei Jahre älter als die Altersgrenze, mein Vater auch, meine Schwester war erst 12. Also die mussten dort bleiben. Und dann, eigentlich ein paar Tage nach unserer Abfahrt, wurde das Lager aufgehoben. Das heißt, die, die dort geblieben sind, wurden alle in der Gaskammer getötet.

Michael Kerbler: Sie sind nach Hamburg. Sie haben dort Arbeitsdienst geleistet. Sie haben noch einmal unglaubliches Glück gehabt, weil das Lager, wo Sie gewohnt haben, bombardiert wurde und völlig zerstört war. Gott sei Dank war niemand ...

Dr. Dagmar Lieblová: Das war nicht nur das Lager. Es gab jede Nacht und jeden Tag Luftangriffe. Aber dann zum Schluss, im Frühling 1945, wurde auch unser Lager ausgebombt, während wir in der Arbeit waren. Kurz danach wurden wir nach Bergen-Belsen geschickt. Das war auch die Zeit, wo die Häftlinge aus anderen Konzentrationslagern, Nordwestdeutschland, dorthin geschickt wurden und dort konzentriert wurden. Das war schon Ende März oder Anfang April 1945.

Michael Kerbler: Das Ende hat sich damals ja schon abgezeichnet. Die Wachmannschaften sind dann am Schluss verschwunden.

Dr. Dagmar Lieblová: In den letzten Tagen sind alle verschwunden, die sind weggelaufen. Eine Zeit lang, ein paar Tage haben uns ungarische Soldaten bewacht, und dann waren auch die weg, und am 15. April kam dann die britische Armee und befreite das Lager. Und das war unser Glück, denn dort war die Lage so, dass man es nicht sehr lange hätte aushalten können.

Michael Kerbler: Es war Typhus verbreitet ...

Dr. Dagmar Lieblová: Es war Flecktyphus verbreitet. Es gab überall die Kleiderläuse, die diese Krankheit übertragen. Überall lagen schon die Leichen, die niemand

weggeräumt hat. Wir bekamen fast gar nichts zu Essen. Es floss kein Wasser. Also es war etwas, was man sich heute schwer vorstellen kann.

Michael Kerbler: Haben Sie damals, an dem Tag, an dem die britischen Truppen gekommen sind, begriffen: Jetzt ist es vorbei, ich bin frei!?

Dr. Dagmar Lieblová: Natürlich hatten wir alle gehofft, dass es vorbei ist. Für mich war es glücklicherweise so. Aber viele sind noch nach der Befreiung gestorben, an Hunger, an Erschöpfung oder an Flecktyphus und an anderen Krankheiten.

Michael Kerbler: Frau Herrmannová! Am 5. Mai ist Mauthausen befreit worden, am 8. Mai Theresienstadt.

Wie war das? Haben Sie dann gesagt, so, jetzt ist es aus, jetzt packe ich die Koffer und gehe die 70 Kilometer nach Hause? Wie muss man sich das Ende von Theresienstadt vorstellen?

Dr. Eva Herrmannová: Es war sehr schön, denn wir waren glücklich dabei. Dann hat sich aber gezeigt, dass es nicht so einfach ist, das wurde schon ein bisschen umringt, weil da auch Typhus war und so weiter.

Und da habe ich mir gedacht: Na ja, also was kommt jetzt? Also nicht nur ich, aber wir haben so darüber geredet. Dann habe ich gesagt: Also, was auch immer ist, ich gehe, und niemand wird mich aufhalten! Wenn ich nicht durch diese Tür rausgehe, gehe ich durch eine andere Tür raus, aber ich gehe!

Da haben manche Mädchen, wir waren so ein Mädchenheim, gesagt: Ich auch! Ich auch! Ich auch! – Und schon waren wir, glaube ich, vier, fünf oder sechs. Ich weiß es schon nicht mehr. Na, und jetzt haben wir uns eben fertiggemacht.

Das ging dann zum Schluss: Auf einer Seite konnten wir nicht durch, und auf der anderen auch nicht, bei der dritten Seite habe ich eine Wut bekommen und habe gesagt: Ich war jetzt so lange hier! Papa und Mama waren nicht zu Hause, und ich will nach Hause gehen! Und jetzt gehe ich und basta!

Die waren erstaunt, haben gesagt, was sollen sie jetzt mit mir machen, und wir sind durchgekommen. Aber man musste ein bisschen reinhauen.

Ich persönlich habe gesagt: Ich gehe, und ich gehe auch zu Fuß, aber ich gehe! Und die anderen Mädels haben gesagt: Na ja, dann gehe ich auch! Und dann waren wir schon gleich fünf, sechs oder so. So wollten wir weggehen.

Wir sind eine Weile gegangen, aber von Theresienstadt zum Bahnhof war es nicht weit.

Michael Kerbler: 2 oder 3 Kilometer.

Dr. Eva Herrmannová: Dann haben wir gesagt, jetzt werden wir einmal fragen, ob überhaupt ein Zug fährt. Dann haben wir noch ein bisschen gewartet, und es ist einer gefahren. Da waren wir dann schon bei Prag, und so weiter. Wir haben dort irgendwie übernachtet, denn am nächsten Tag ...

Ich musste nach Mittelmähren damals, Prostějov/Prosnitz. Am nächsten Tag sind wir dann weitergefahren, und dann bin ich nach Hause gekommen, habe angeklopft, und dann war ich da.

Meine Eltern wussten nicht, sie waren in ... Mein Vater war krank, aber nicht sehr. Meine Mutter hat das wunderbar gemacht, dass sie den Vater immer irgendwie irgendwo reinsteckt, damit man ihn nicht abholen kann und so weiter. Da war er gerade wieder im Spital, obwohl ihm gar nicht viel gefehlt hat.

Ich war zu Hause. Als ich nach Hause gekommen bin, wussten die überhaupt nicht, dass ich komme. Es war ein schöner Tag, im Garten habe ich die Mama gesehen, wie sie da sitzt. Und da habe ich sie so angeschaut, und plötzlich habe ich sie gehört: Ah! Sie hat angefangen zu schreien und hat gesagt: Die steht ja da!

Das war herrlich damals, muss ich sagen. Dann gingen wir schnell den Vater holen, und dann waren wir glücklich zu Hause.

Michael Kerbler: Sie, Frau Lieblová, haben einige Zeit gebraucht, bis Sie ganz gesund geworden sind?

Dr. Dagmar Lieblová: Das hat ziemlich lange gedauert, denn erstens musste ich noch in Bergen-Belsen, also dann in Bergen, wohin uns die Engländer gebracht hatten, ins Krankenhaus. Inzwischen war der Krieg zu Ende. Ich habe dann nach Hause, also eigentlich Bekannten, geschrieben, dass ich am Leben bin. Aber ich musste bis Juli im Krankenhaus bleiben. Dann im Juli 1945 wurde ein Zug zusammengestellt, und die Häftlinge aus dieser Gegend wurden in die Tschechoslowakei geschickt.

Ich kam zwar in meine Heimatstadt zurück, aber nach zwei Wochen musste ich in eine Lungenanstalt, also in ein Lungensanatorium, und dort lag ich mehr als zweieinhalb Jahre, und erst dann konnte ich wirklich zurück nach Hause.

Michael Kerbler: Frau Dr. Lieblová, Frau Präsidentin Prammer hat es erwähnt: Sie arbeiten für die Gedenkstätte in Terezín. Ich möchte da anschließen, wo Fürst Schwarzenberg geendet hat, nämlich warum die Erinnerung so wichtig ist.

Warum treibt Sie das immer noch an? Sie waren jetzt in St. Gallen in der Schweiz, Sie sind heute bei uns. Was ist das Wichtige an der Erinnerung?

Dr. Dagmar Lieblová: Es ist wichtig. Es wurde heute schon gesagt.

Ich glaube, dieses Kapitel der europäischen Geschichte, also die Shoah, der Holocaust, das ist ein Teil der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, ob wir es wollen oder nicht. Ich glaube, es ist wichtig, dass die heutige Generation darüber etwas erfährt und dass sie vielleicht daraus auch Lehren zieht.

Ich glaube, solange wir am Leben sind – wir, die noch persönlich etwas darüber aussagen können –, ist es sehr wichtig, dass wir es tun; denn ich glaube, so ein persönliches Gespräch ist doch besser, als wenn man Bücher liest oder Filmvorstellungen sieht.

Darum machen wir es, denn ich glaube, es ist unsere Pflicht, wegen unserer Eltern und Verwandten, die nicht überlebt haben, aber auch für unsere Kinder und Enkel, denn die sollten nie wieder so etwas erleben, wie wir es erlebt haben. Darum machen wir das.

Michael Kerbler: Ich danke Ihnen beiden für das Gespräch. – Danke vielmals.

(Anhaltender Beifall.)

Die Kinderoper „Brundibár“ von Hans Krása wird durch Studierende der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien aufgeführt – Dirigent: Andreas Penninger, Regie: Beverly Blankenship.

Schluss der Gedenksitzung: 12.40 Uhr